Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Vive le Roi!
Autor: Kaiser, Isabelle
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-576385

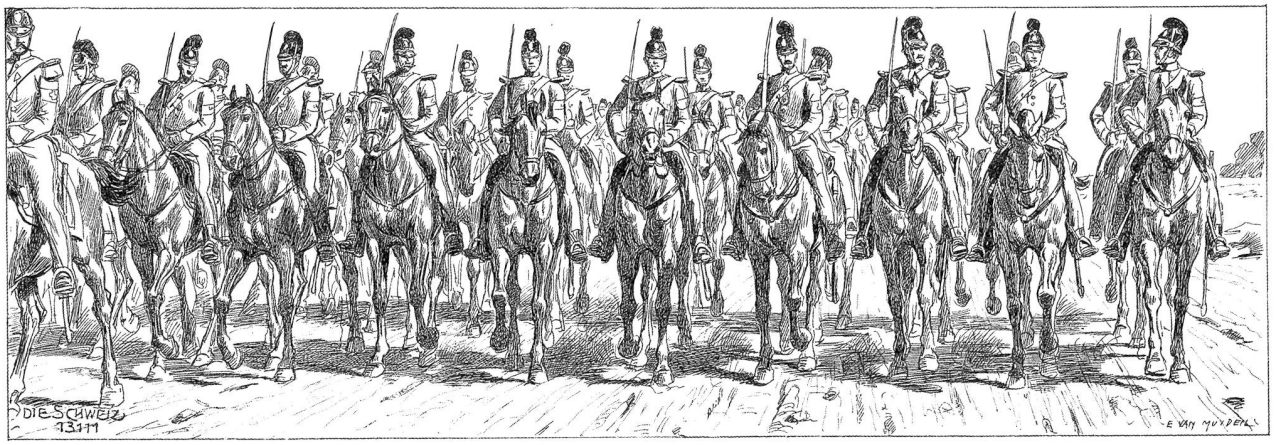
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Schweizerische Dragoner von 1851. Kopfleiste von Evert van Muyden.

Vive le Roi!

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman aus den Vendeerkriegen von **Isabelle Kaiser.**

Neuntes Kapitel. **Die Louisette.**

Oh, das schöne Mädchen, das seine kräftigen, roten Arme zum Himmel erhob in einer gotteslästerlichen Haltung!

Louisettens Zeit war gekommen.

Sie war blutjung, die Zukunft stand ihr offen, und so groß war schon ihre Macht, daß alle Menschen, die sich vermaßen, ihr zu nahe zu treten, den Kopf verloren.

Sie trug das Kainszeichen auf der niedern Stirn.

Sie hatte in der Bluttaufe von ihrem Paten Marat einen hübschen kleinen Namen erhalten, der schimmerte und blitzte wie das Messer, das sie aus Koketterie stets in ihrem Gürtel trug. Ein kleiner, freundlicher Name wars, der einem guten Mädchen ziemt, das, den Leuten wohlgesinnt, alle Leiden mit einem Schlage beseitigte. Die Louisette!

Das leuchtete wie eine Schwertklinge! Louisette! Das pfiff nur so durch die Luft! Louisette! Gezeugt und geboren durch die Revolution und die Schreckenszeit, reiste sie unter diesem hohen Patronat durch das schöne Land Frankreich.

Sie sah zwar geschmacklos aus, war von untersetzter Taille; sie trug ein unheimliches Profil und ein bestialisches Angesicht zur Schau.

Seitdem aber ein König sich mit ihr eingelassen, sie gleichsam in den höchsten Adelstand erhoben hatte, war sie außerordentlich in Mode gekommen.

Schöne Frauen trugen ihr Bild als Schmuck.

Die Aristokraten pilgerten zu ihr mit gefalteten Händen. Sie verleugnete jedoch niemals ihre plebejische Herkunft und schleppte überallhin, wie eine Fleischersfrau, ihren überfüllten Korb mit.

Sie ließ sich die geringste Gunst gar teuer bezahlen. Ihre Liebkosung, ein leichter Klaps auf den Nacken, öffnete jedem die Himmelspforte. Und groß war der Zudrang auf den zehn Stufen ihrer Treppe.

Sie war eben die Louisette, und ihr Reich war gekommen.

Die Sansculotten waren in sie vernarrt und setzten ihr die rote phrygische Mütze auf, die ihrer Häßlichkeit gut stand.

Aber das verhätschelte Schoßkind der Revolution verlangte reiche Garben purpurner Rosen und schwere Ketten blutiger Rubinen.

Und tausend Arme warfen diese Gaben der unseligen Courtisane zu Füßen.

Es lag wie Abscheu und Zauberei im Reiz, den sie ausübte. Ueberall, wo sie vorüberzog, war sie von einem Pikett Grenadieren eskortiert wie eine Prinzessin auf Reisen, und alle blickten ihr nach mit abergläubischer Furcht.

Die Allerkecksten tanzten im Ringelreihen die Carmagnole um sie herum. Wie alle großen Persönlichkeiten wurde sie von der Volksphantasie mit Uebernamen ausgestattet.

Man nannte sie die „Gefräßige", weil ihr Heißhunger unersättlich war.

Andere nannten sie „die Witwe", weil sie sich in Schwarz einhüllte an ihren Ehrentagen und weil ihre Auserwählten eines gewaltsamen Todes starben.

Eine unleugbare Größe war jedoch der Louisette eigen: sie verlieh all denjenigen, die ihr nahetraten, den Mut zu sterben und begeisterte sie zu römischen Haltungen und erhabenen Kühnheiten.

Die „Weißen" haßten sie wie eine Abgesandte der Hölle, wie den würdigen Sprößling einer gottlosen Welt.

Louisette war Republikanerin.

Alle „Blauen" dagegen huldigten diesem roten Mädchen, alle erschauerten in tödlicher Wonne beim Gedanken an ihre Gunst, und alle waren bereit, sie mit ihrem Leben zu bezahlen.

Sie scherte sich jedoch nicht um das Herz ihrer Geliebten, es war ihr nur um ihren Kopf zu thun.

Diese Bestie war eine Intellektuelle.

Die Adligen verabscheuten diese Plebejerin, die es wagte, sich mit ihrem König einzulassen.

Diese Vermessenheit hatte jedoch die Louisette nicht zufriedengestellt. Ihre Erfolge hatten ihr den Größenwahn eingegeben. Wie sie beim Tempel vorbeizog, sandte sie der Frau Veto durch das Gitterfenster einen freundlichen Gruß zu und sagte ihr huldvoll: „Besucht mich doch nächstens! Ich würde Sie gerne empfangen am sechzehnten Oktober!"

Marie-Antoinette erbebte bei der vertraulichen Anrede der schändlichen Dirne; aber sie sagte „Ja!" zu der unverschämten Aufforderung, neigte das Haupt und blickte den kleinen Dauphin an.

Sie durfte nicht ablehnen.

Die Louisette stand in der Oberherrschaft und war geadelt durch Frankreichs Aristokratie, die täglich mit ihr auf Leben und Tod verkehrte.

Die Königin konnte leicht hingehen, wo ihr König ihr vorangegangen.

Die Louisette hatte Ludwig den Sechzehnten, der nur ein König war, zum Märtyrer erhoben.

Ihre Berührung sühnte alles.

Die Louisette wusch im Blut alle Sünden rein, und waren sie wie Scharlach, sie wurden weiß wie Schnee.

Arme, verrufene Louisette! Rohe Barbaren hatten sie zum Rang einer Vollstreckerin ihrer Henkerswerke erhoben, Unmenschen hatten sie zur Vollbringerin ihrer Rache ausersehen, und sie entledigte sich ihrer Aufgabe mit der Unerbittlichkeit einer Richterin.

Mission der Gerechtigkeit, sagten diejenigen, die an der Ankunft ihres Reiches auf Erden arbeiteten.

Aber die Louisette wußte wohl, daß sie sich irrten und daß sie ein schändliches Handwerk trieb, und in den Sommernächten, wenn unschuldige Geschöpfe als Sühnopfer auf ihren Altären geblutet hatten, da hob die Louisette gegen den Himmel, der stummer Zeuge so vieler Greuelthaten blieb, ihre bluttriefenden Arme und reckte sich im heiligen Grausen, bis daß die Sterne sich ihres Glanzes schämten.

Die Louisette lebte noch, nachdem ihr Pate Marat durch Mord geendet hatte.

Bah, wäre er nicht unter Charlottens Dolch verblutet, Louisettens Messer hätte für ihn geblitzt!

Es wäre recht und billig gewesen, den „Freund des Volkes" in den Armen seines Patchens sterben zu lassen, auf daß dieser Mensch ohne Seele die seinige im Schoße seiner Familie aushauchen konnte.

Die Republikaner verehrten die Louisette wie eine Heilige, indem sie ihr priesterliches Amt anerkannten.

Sie feierte die Blutmesse am Altar der Göttin der Vernunft.

Sie verkündete die rote Lehre.

Die Christen hatten ihren Kalvarienberg; sie bildete die Schädelstätte der Gottlosigkeit!

Und funkelte ihr Schwert, so neigten alle das Haupt in Ehrfurcht, wie die „Weißen" in der Kirche, wenn der Priester die leuchtende Monstranz erhob; und in der fürchterlichen Stunde ihrer Kommunion stieg Gott nicht in die Seelen hernieder, die Seelen stiegen zu ihm auf.

Der Henker verabreichte das Abendmahl.

Die Priester psalmodierten: „Hoch die Herzen!" Die Louisette brüllte: „Nieder mit den Köpfen!"

Aber ihr Reich war gekommen: sie war eine Heilige.

Der republikanische Kalender duldete keine andere neben ihr.

Tier- und Gemüsenamen ersetzten die Schar der geweihten Laute Marias und ihres himmlischen Gefolges.

Man schändete alle Heiligen der Kirche, riß allen Märtyrern von Rom den Kranz der Unsterblichkeit vom Haupte, nur die Louisette von Paris wurde heiliggesprochen:

„. . . Heilige Guillotine!"

Zehntes Kapitel. Nur ein Weib.

Die Guillotine ragte auf dem Platz von Niort.

Seit den Siegen von Lucon stellte die „Louisette" ihre Arbeit nie ein. Ihr rotes Handwerk blühte.

Durch die Fenster des Saales, wo die von den Volksvertretern eingesetzte militärische Kommission ihre Sitzung hielt, hörte man von Zeit zu Zeit die drei dumpfen Schläge des Fallbrettes.

Es war Mittagszeit.

Auf der vom Gerichtsschreiber Gauvard aufgesetzten Liste der Gefangenen stand noch ein Name mit roter Tinte: der „Ci-devant" Ritter Jean, Marquis de Gouléne.

Das war der Angeklagte von Bedeutung, das Ereignis des Tages.

Es wurde beschlossen, seine Hinrichtung als Aufsehen erregende militärische That zu feiern.

Er war ein Führer der Rebellen.

Mit ihm würde einer der hundert Köpfe der Vendeer Hydra abgeschlagen.

Vorerst sprach man davon, ihn im Hofe seines Schlosses hinrichten zu lassen; aber man mußte darauf verzichten, als die Nachricht eintraf von der Wiedereinnahme Châtillons durch die „Weißen".

Schweizerische Dragoner von heute. Kopfleiste von Evert van Muyden.

Schaulustiges Volk drängte sich auf den Gallerien. Eine Abteilung Grenadiere hielt die Wache.

Auf der Tribüne stand der Präsident der Kommission, Richard, ein feuriger Demokrat. Ihm zur Seite der Gerichtsschreiber Gauvard und der öffentliche Ankläger Tabürel, ein ehemaliger Schneider, der seinem Handwerk wenig Ehre anthat, als er zu den „Sansculotten" überging.

Etwas höher auf der improvisierten Estrade saßen die Volksvertreter Ruelle und Fayau und der Abgesandte Menou mit der dreifarbigen Schärpe als Symbol der schier unbeschränkten Macht.

Eine Büste der blutjungen Republik thronte in der Mitte der Wand, und die Ironie ihres Lächelns schwebte über dieser Menschengruppe.

Von einer Truppe Soldaten eskortiert, mit Hohngelächter empfangen, trat der ehemalige Marquis von Gouléne ein.

Man staunte ob seiner Jugend.

Dieser Jüngling mit dem zarten Antlitz, das war Gouléne!

Der öffentliche Ankläger verlas das Protokoll:

„Der Ci-devant Ritter Jean, Marquis de Gouléne, früherer Emigrant, durch Tallien verurteilt, hat sich den Rebellen zugesellt. Er hat die weiße Fahne auf den Wällen von Thouars aufgepflanzt, seine Kanoniere haben sich vor Fontenay bis zum letzten Mann niederhauen lassen, er hat Marie-Jeanne wieder erobert, er schlug sich in Angers, in Nantes, zog in Saumur ein, wurde im Gefecht von Moulins-aux-Chèvres verwundet und in seinem Schloß gefangen genommen."

Die Augen des Angeklagten blitzten auf bei dieser glorreichen Aufzählung: ja wahrlich, Ritter Jean hatte dies alles gethan und noch manche tapfere That!

Dann ward er von seiner angeborenen Schüchternheit wieder befallen, und ein Zittern überlief seinen Leib beim Gedanken an die Wut dieser von ihm geprellten Männer.

Sie konnten ihm doch nicht mehr anthun als ihn töten. Man stirbt nur einmal.

„Erkennt Ihr all diese Thatsachen an, Citoyen?"

Er antwortete mit Festigkeit.

„Ja, ich war in Thouars, in Fontenay, in Saumur und in Nantes."

„Wie alt sind Sie?"

„Achtzehn Jahre!"

„Sie sagen?"

„Achtzehn Jahre."

Ein Volksvertreter erlaubte sich einen Scherz:

„He, alle Anführer der Rasse haben dieses Alter. Ihr La Rochejacquelein ist zwanzigjährig, und weil sie so jung sind, verteidigen sie so veraltete Ideen!"

„Was bezweckten Sie, als Sie gegen Ihr eigenes Land kämpften?"

„Die Gottlosen zu vertreiben, auf daß das Reich Gottes beginne."

„Wo sind Sie geboren?"

„In der Meierei von Chemillé."

„Wart Ihr ein Vertrauter von La Rouarie?"

„Was ist das?" frug der Gefangene und sperrte mit aufrichtigem Staunen die Augen auf.

„Sie standen in Verbindung mit dem Grafen d'Artois und dem Pitt'schen Kabinett?"

„O, nein!" sagte er mit einer Ehrfurcht, die an Schrecken grenzte.

„Dieser Mann lügt oder spielt den Naiven," bemerkte streng der Präsident.

„Angeklagter, was trieben Sie vor Ausbruch des Krieges?"

„Ich trieb die Kühe."

„Treibt Ihr Euern Spott mit uns?" schrie der Gerichtsschreiber, ehe er diese Ungeheuerlichktit protokollierte.

„Nein doch! Ich weidete die Kühe und spann die Wolle meiner Schafe."

„Wahrlich, eine stolze Beschäftigung und eines Gouléne würdig ....“

Der Präsident stand auf: „Ci-devant, Marquis de Gouléne, ich fordere Sie im Namen des Gesetzes auf zu antworten und die Gerechtigkeit aufzuklären.“

Niemand antwortete.

„Wirst du reden, Brigant!“ schrie man ihm zu.

Der Jüngling antwortete treuherzig und blickte den Richtern voll ins Angesicht:

„Mein Herr und Gebieter ist nicht hier, er kann Ihnen nicht Antwort stehen.“

„Wer?“

„Der Ritter Jean.“

„Sie sind ja selbst der Ritter Jean, Marquis von Gouléne,“ brüllte Taburel.

„O, nein!“

„Wer sind Sie denn?“

„Jeanne Avril, von der Gemeinde May.“

Ein Spaßvogel rief: „Laut republikanischem Kalender heißen Sie jetzt Jean Germinal, von der Gemeinde Floréal.“

Blödes Lachen erscholl durch den Saal.

„Nein, Jeanne!“ verbesserte die Angeklagte hastig, als schäme sie sich ihres Geschlechtes.

„Was, ein Weib!“ riefen die Richter aus.

Oh, es ist wahrlich nicht meine Schuld, meine guten Herren,“ sagte sie demütig.

Aber niemand schenkte Glauben.

Dies alles war nur Trug, um das Mitleid der Richter zu erregen, oder ein schlauer Kniff, um den Glauben an Unzurechnungsfähigkeit zu erwecken.

Aufgeregte Gespräche entstanden unter den Richtern.

Das ungeduldige Volk fing auf der Gallerie zu johlen an.

„Ein Weib! Na, das wäre! Und wie kommt Ihr hieher?“

„Ich folgte dem Marquis von Gouléne überallhin. Als wir im Schloß weilten, kamen die Husaren Westermanns und forderten seine Auslieferung. Er lag im Bett, verwundet, und fieberte. Er wußte nichts, und ich lieferte mich an seiner Stelle aus. Denn ich dachte so: es gilt doch nur das Leben; wenn ich auch nur ein Weib bin, der Tod nimmt es nicht so genau.“

„Aber wir, zum Donnerwetter!“ schrie Taburel.

Die Richter fluchten in der wütenden Enttäuschung des Jägers, der einen Habicht im Flug schießt und eine Hofhenne in seine Jagdtasche fallen sieht.

Und eine rasende Lust, dieses Weib zu foltern, es aus seiner heroischen Ruhe zu peitschen, bemächtigte sich dieser geprellten Männer.

Sie empfanden die Lächerlichkeit dieses revolutionären Aufwandes, wo es sich nicht mehr um einen großen Vendeer-Anführer handelt, sondern um einen kleinen Rekruten ohne Bedeutung, eine Bäuerin von achtzehn Jahren, die Wolle spann und die Kühe weidete.

„Dirne! So warst du die Mätresse des Citoyen Gouléne?“

Das Mädchen verstand die schändlichen Anschuldigungen nicht und antwortete ruhig:

„Ich war sein Leutnant. Wenn er gewußt hätte, daß ich ein Weib bin, er hätte mich aus dem Heer gejagt. Wenn ich sterbe, wird er es nicht mehr thun können.“

„Und wer bürgt uns dafür, daß du die Wahrheit sprichst?“

„Ich würde nicht mit einer Lüge vor der heiligen Muttergottes erscheinen. Da die Geköpften am dritten Tag auferstehen ....“

„Genug der Worte!“ rief ein Volksvertreter mit scharfer Stimme.

Der Präsident befahl den Soldaten der Eskorte: „Reißt der ‚Brigande‘ das Brusttüchlein weg!“

Die Unglückliche verstand.

Mit einer Gebärde instinktiver Verteidigung kreuzte sie ihre Arme über der Brust und klammerte ihre Hände krampfhaft an den Schultern fest.

Als der Grenadier sie berührte, stieß sie einen Schrei aus, der an sich allein schon das rührendste Zeugnis ihrer Weiblichkeit bildete.

All diese Männer fühlten wohl, daß ein solcher Schrei bloß aus dem Innersten eines beleidigten Weibes dringen könne; aber keiner machte auch nur eine Bewegung, um den Soldaten zurückzuhalten, der mit kecker Hand das rote Tüchlein, das die Gefangene um den Hals trug, löste, die Weste bis zum Ansatz der Brust aufhakte, dieweil ein anderer ihr gewaltthätig die Arme auseinanderspannte.

Sie schloß die Augen und wurde ganz blaß vor Scham.

Angesichts der Gewißheit dieses jungfräulichen Busens und dieser gekreuzigten Haltung senkte sich ein jähes Schweigen über den Saal, und die verblüfften Richter rückten unruhig auf ihren Sitzen.

Der Abgesandte Delou räusperte sich und gab den Grenadieren ein Zeichen, das Opfer frei zu lassen.

Es war ein Weib, lieblich und jungfräulich, da blieb kein Zweifel. Und diese jugendliche Brust trug das heroische Siegel: eine breite Kugelnarbe zeichnete sich sternförmig gegen die Schulter hin. Ein Weib, ja! .... Aber dieses Weib spann wahrlich keine Wolle in der Stunde der Gefahr.

Das bewegte das Herz der Patrioten.

Cynisches Gelächter und schlüpfrige Reden fielen von der Gallerie herab.

Als Jeanne Avril die brutale Faust der Soldaten nicht mehr spürte, band sie, ohne die Augen zu öffnen,

ihr Tüchlein wieder um; dann verbarg sie ihre Verwirrung in den gefalteten Händen, ließ sich auf die Knie fallen und preßte die Stirne gegen die eiserne Brüstung.

Von dieser Minute an war sie nur noch Weib und nahm ihre Zuflucht zum Gebet.

Ihr bangte vor diesen Männern, seit sie ihr diese Schmach angethan.

Dieser Saal erschien ihr plötzlich wie eine Filiale der Hölle. Diese „Blauen", die man der Unzucht beschuldigte, hatten ihr keusches Geheimnis öffentlich preisgegeben.

Man sagte, sie seien von Papst Pius verdammt. Sie zitterte davor, daß man ihr mit Gewalt ein Wort entreißen könnte, das am jüngsten Tag gegen sie zeugen und sie mit diesen Gottlosen vermengen würde.

Ihre Hand umklammerte den Rosenkranz, und Zeit und Ort vergessend, versenkte sie sich in die Litaneien:

«Consolatrix afflictorum,
Ora pro nobis . . . Regina angelorum . . .»

Sie flüsterte mit halblauter Stimme. Die Männer des Rates schüttelten ihre Betäubung ab.

„Man schreite zur Fällung des Urteils!" befahl mit trockener Stimme der Abgesandte.

„Ist die Angeklagte schuldig?" frug der Präsident.

„Ja, die Angeklagte ist schuldig," erklärte ohne Zaudern der Sansculotte Taburel.

Der zweite Richter wagte ein Wort der Gnade.

Der Abgesandte schnitt ihm die Rede ab:

„Sie vergessen, Citoyen, daß dieses Wort aus dem Wörterbuch eines guten Republikaners ausgetilgt werden soll."

Der dritte Richter stimmte für Freisprechung. Sie waren einberufen worden, um einen Anführer der Rebellen zu richten; nun stand man einem obskuren Mädchen gegenüber. Er schlug vor, den Prozeß fallen zu lassen.

«Turris eburnea . . . Ora pro nobis . . .!» sprach das junge Mädchen und wandte das Antlitz himmelwärts.

Es schien von Sternenschein überstrahlt in der Verklärung des Glaubens.

Draußen vernahm man den harten Klang des Fallbeils:

Die „Louisette" lachte.

Für die betende Vendeerin klang es wie das Kettengeklirr eines fallenden Weihrauchgefäßes.

Das Rauschen der Stimmen, die um ihr Leben stritten, erreichte sie nur wie der Laut der Responsorien in der Kirche von Chemillé . . . Bitte für uns! . . .

Einer der Soldaten stieß sie mit dem Ellbogen an:

„He, Brigande, ruf': Es lebe die Republik! Das wird dir das Rasiermesser ersparen."

Sie wandte sich nicht nach demjenigen um, der ihr dieses Rettungsmittel anbot, sondern sagte mit sanfter Starrköpfigkeit:

„Bei uns daheim heißt es: Es lebe der König!"

„Da, nimm die weiße Kokarde und spuck' darauf!"

Sie nahm sie und führte sie andächtig an die Lippen.

Ritter Jean trug eine solche Kokarde auf der Brust.

„Verdammtes Weibsbild!"

„Ist die Angeklagte schuldig?" frug zum dritten und letzten Mal der Präsident Richard.

„Ja, die Angeklagte ist schuldig!" antwortete der Abgesandte mit Donnerstimme, indem er sich von seinem Sitz erhob. „Sie verdient den revolutionären Tod."

Er heftete die herrischen Augen eines Fanatikers und Zuhälters der Guillotine auf den versammelten Rat, schnitt alle Einwendungen kurz ab und zwang ihm sein Urteil gleichsam auf mit dem schlagenden Argument:

„Es handelt sich darum, den Leutnant Avril zu verurteilen. Es ist nur eine Frau! Um so schlimmer; denn sie ist eine Vendeerin:

Sie würde Männer gebären!"

Elftes Kapitel. **Die Heide von Chollet.**

Herbstliches Heidekraut blühte im Thal von Chollet. Im sonnigen Morgen des sechzehnten Oktobers sah das republikanische Heer, auf den Höhen postiert, wie das royalistische Heer in der Heide langsam vorwärtsschritt.

Die Glocken von Trementine schallten weithin durch das Thal, und in der Kirche erteilten der Abbé Bernier und der Benediktiner Jagault den todgeweihten Truppen die letzte Absolution und versprachen allen den Himmel, die für Ludwig fallen würden. Zum ersten Mal schritten die Vendeer in dichten Kolonnen wie Linientruppen.

Aber im blauen Oktobermorgen wallten sie daher wie eine Prozession.

Und die „Blauen" hoben sich auf ihre Sättel, vornüber gebeugt, um sie zu sehen, und ein großes Schweigen schwebte über dem feindlichen Lager, damit man diese betende Volksmasse vorbeiziehen höre.

Alle staunten darüber, daß diese „Briganten", deren Ausrottung ihnen vom Konvent befohlen worden, nur eine Truppe harmloser Wallfahrer bildeten und ein „Ora pro nobis!" als Schlachtruf vor sich her sangen.

Sie besaßen an diesem Tag keine Artillerie, aber Rosenkränze um den Nacken, wenig Waffen, aber Amulette auf der offenen Brust, wenig Munition, aber viele Herzen Jesu auf die Jacken gestickt und hoch über ihren Häuptern, an langen Moorstöcken, eine schwebende Ernte weißer Lilien auf weißseidenen Fetzen. Die Federbüsche flatterten am Hut der reitenden Führer. Die Pferde wieherten und beschnupperten die blühende Heide, sie wollten weiden, nicht kämpfen und weigerten sich störrisch, die Blutbahn zu beschreiten.

Hinter den Truppen vernahm man das Rollen der Holzschuhe eines wandelnden Volkes.

Es klang wie unterirdischer Donner. Der Boden grollte unter ihrem schweren Tritt, als lege er Verwahrung ein gegen all das Gräßliche, das sich hier abspielen sollte, bereit, sich zu öffnen, um sie alle in seinem großen Frieden aufzunehmen, ehe sie dahinrollten mit zerschmettertem Haupt und durchschossenem Herzen.

Die Priester schwangen Gottesworte als einzige Waffen, schritten den Reihen entlang, mahnend, segnend, mit Gebeten. „Pater noster qui es in coelo . . ." Sie predigten die Verachtung des vergänglichen Lebens, teilten die Verheißungen ewiger Seligkeit aus und hoben über die demütige Herde die goldene Monstranz, die da leuchtete wie das Auge des göttlichen Hirten.

Die Bursche schlugen sich die Brust, fielen auf die Kniee, empfingen den Segen, ohne den Marsch der Kameraden zu unterbrechen, und erhoben sich wieder mit einem Strahl im Auge. Dann luden sie im Marschieren ihre Flinte und sangen das „Vexilla regis". Die Republikaner, in schöner Schlachtordnung, sahen dieses Heer von vierzigtausend ‚Oremus' heranrücken, lauschten in dumpfer Betäubung auf das gewaltige Getrampel der schreitenden Vendée. Wie oft schon hatte das Jesuheer die geübten Truppen der Göttin der Vernunft geschlagen! Wie oft hatten diese Rosenkränze den Stolz der Republikaner gepeitscht und das Zeichen des Kreuzes über ihren Niederlagen gemacht!

Die „Blauen" waren wohl fünfundvierzigtausend Mann; aber was ihre wahre Kraft ausmachte: sie hatten jetzt Führer. Echte Führer, zum ersten Mal!

Das waren nicht mehr die Bierbrauer, Metzgermeister und Goldschmiedlehrlinge der vergangenen Niederlagen, sondern Männer, deren Namen in der Geschichte mit flammender Siegesglorie strahlen sollten!

Marceaux!

Kleber!

Aubert-Dubayet und Beaupuy!

Sie hatten noch ein wildes Tier auf die katholische Herde loszulassen: Carrier und Westermann mit seinen mordbrennerischen Kolonnen.

Er verfolgte ihr Nahen in der herbstlichen Sonne mit tückischem Plan.

Als sie auf halbe Schußweite gekommen waren, schrie er den Kanonieren zu: „Auf eure Posten! Faßt an!" und plötzlich, inmitten einer blühenden Garbe Ave Marias, die aus dem weißen Heere emporstieg, antworteten die „Blauen" mit einem: „Feuer!" das das Gebet auf den Lippen der Vendeer jäh ertötete.

„Greift an!"

Zehn speiende Kanonen öffnen sich eine Bresche im Menschenwall. Diese schwerfälligen Kolonnen, die nicht zurückweichen konnten, waren eine reife Ernte, die von den Kartätschen der „Blauen" niedergemäht wurde, in hundert lebendigen Garben; die klaffenden Lücken schlossen sich sofort wieder, sodaß es aussah, als schreite eine sichelgeweihte Ernte über ein Gestreu abgemähter Aehren.

Der Lauf der Kolonne wurde nicht gehemmt. Sie schritt über ihre Toten hin mit dem Ruf: „Vive le Roi! Tötet die Republikaner!"

Dieser Ruf verwandelte den frommen Pilger in einen wütenden Krieger. Die Prozession artete in eine Schlacht aus, der Gott der Heerscharen war nicht mehr der sanfte Jesus, der sich kreuzigen ließ, es war der Jehovah der Propheten, der sein Volk durch das rote blutige Meer zum gelobten Land führte. Ihr Kanaan war das Bocage.

Das Bocage! Der Gedanke, es zu verlassen, lähmte sie ein wenig, ließ sie unempfindlich unter dem Kugelregen wandeln, und die Hoffnung, es wieder zu betreten, hieß sie mit vorgebeugtem Haupt mitten in den dichten Bajonettenwald stürzen.

D' Elbée und Bonchamp warfen sich auf die Mitte und sprengten Chalbos Truppe, stürzten sie über den Haufen bis in die Vorstadt Chollets, wo sie Herr des Artillerieparkes blieben.

La Rochejacquelein und Stofflet griffen den rechten Flügel an und drangen in die Straßen der Stadt.

Die Schlacht wurde zum blutigen Gemenge. Die beiden Heere waren wie zwei glühende Brände, die sich zu verzehrender Feuersbrunst vereinigen.

Das Gespenst der Niederlage heulte durch die Reihen der „Blauen" und ihr «Sauve-qui-peut!» peitschte schon die Hälfte des republikanischen Heeres in eine schmachvolle Flucht.

Da zog die Mainzerdivision, die für die Reserve vorbehalten wurde, mit blanken Säbeln aus Chollet.

General Bard, von Wunden bedeckt, ruft seiner fliehenden Brigade zu: „Kameraden, die Mainzer kommen und wollen uns den Preis des Tages entreißen. Zu mir, Grenadiere der Republik, greift die Rebellen an, und ich verspreche euch den Sieg!"

Mit einer raschen Wendung kehren die Grenadiere um und bilden eine eherne Mauer, an der sich die Vendeer, erstaunt ob diesem plötzlichen Widerstand, die Köpfe zerschlagen. Da fällt ihnen eine Jägerschwadron in die Flanke.

Sie halten Stand.

Beaupuy befiehlt Sturmmarsch mit gefällten Bajonetten.

Kleber schreit: „Die Briganten gehen nicht durch, werft sie in die Loire, daß sie ihr Bocage nicht wiedersehen!"

Einige Halbbrigaden laufen feig davon: man treibt sie mit Kolbenschlägen zurück.

Es wird fürchterlich. Man schlägt nicht mehr, man mordet. Unheilvoller Zweikampf zweier verurteilter Gegner, die nur den wilden Wunsch hegen, sich gegenseitig zu überleben, koste es, was es wolle!

Ein Wimmeln von Gespenstern, wo die Kugeln Lücken reißen, wo störrische Pferde durch die Reihen setzen, Menschen unter sich zermalmend, und niedersinken mit Bajonetten im Leib und mit an ihre Mähne geklammerten Bauern.

Ein Sturm, wo die Blitze der Säbel den Donner der Kanonen wachrufen!

Und über dieser Menschenflut mit den wogenden Gliedern, den verstümmelten zuckenden Leibern . . . das Wehen des Schicksals. . . . Das Auge der Monstranz leuchtet nicht mehr über der katholischen Herde: Gott hat sich von der Metzelei abgewandt.

Die Garbe der Lilien wird entblättert, entweiht.

Die Heide wird rot von einem Spätherbstblut.

Die Kühnheit der Mainzer, der wütende Stoß der Grenadiere siegt über die blinde Wut der Royalisten.

Die Tapfern stürzen vorwärts: jenseits der feindlichen Masse sehen sie ihr Bocage . . . den häuslichen Herd.

Einige Feiglinge wenden ihren Kopf der Loire zu und sprechen laut davon, nach der Bretagne, dem gastlichen Land, zu fliehen. Der kleine Mondyon setzt den fliehenden Offizieren die Pistole auf die Brust und zwingt sie, den Kampf wieder aufzunehmen.

Die Stimme der Priester verstummt; aber die Trommel Cadet Loisel's ertönt immer noch. Es ist ein wütender, rasender Wirbel auf der Eselshaut, die kleinen Holzstöcke scheinen den Mut wachzupeitschen, die Schwankenden zu beohrfeigen und die Fliehenden zu prügeln.

Plötzlich bricht er ab, wie erdrosselt. . . .

Die Führer suchen vergebens, ihre fliehende Kavallerie zurückzuhalten. Entschlossen, mit ihrer Partei glorreich unterzugehen, sprengen sie durch die Reihen, sammeln eine Handvoll Leute, rasen über den Feind her, schlagen die Sieger nieder und werden von ihnen niedergeschlagen.

La Rochejacquelein mit schäumenden Lippen, einen Degenstummel in der Hand, wirft noch jauchzende Zurufe in diesen Todeskampf, verwandelt ihn in einen Triumph, verherrlicht die Niederlage. Durch die Löcher seines Hemdes sieht man das rote Blut fließen, und durch die Löcher seines flatternden Rockes lacht der blaue Himmel.

Die Niederlage der „Weißen" war von solchem Heroismus umhüllt, daß die „Blauen" sich lange besiegt wähnten und bald geflohen wären vor einem Heer, das nicht mehr existierte.

Aber die Führer fielen. Bonchamp und d' Elbée sind umzingelt. Michael von Hauteroche stürzt hervor, um sie zu befreien: eine Kugel zerschmettert ihm den Schädel.

Er fällt zu den Füßen seiner Generäle.

Sie selbst, von Wunden bedeckt, trotzen noch der Niederlage, aufrecht, bis eine Salve sie mitten unter ihren Soldaten niederstreckt.

Ritter Jean an der Spitze einer dünnen Kompagnie bricht sich Bahn durch das Gemenge und entreißt dem Feind die Leiber der Führer.

Die Soldaten umringen mit wütenden Thränen die Bahren der Generäle.

Und der Wildbach der königlichen Auflösung rollt mit reißender Macht der Loire zu, in einem Sturm unbeschreiblichen Entsetzens . . . .

Die bestürzten Republikaner denken nicht daran, die Flüchtlinge zu verfolgen.

Mit der Brandfackel in der Hand dringen sie in Chollet ein. Und nachts umhüllte die aufflammende Stadt in siegreichem purpurnem Feierkleid die aufgetürmte Ernte der zehntausend Toten, die die blühende Heide bedeckte . . .

Stöhnen, Bitten und Verwünschungen stiegen noch von den blutlosen Lippen der verstümmelten Leiber dieser Menschen, die heute morgen noch singend durch die taufrische herbstliche Ebene gewandelt und jetzt auf den Ackergrund hingestreckt aufzuckten.

Und morgen wird der junge Tag wieder strahlend im Orient aufsteigen. . . .

Die Sonne wird wieder als Spender der Freuden und der Verheißungen über die starren Glieder der Gefallenen in der Heide von Chollet scheinen.

Es war, als hätte eine Riesenhand das rote Heidekraut des Thales für die himmlischen Scheunen gemäht. . .

Zwölftes Kapitel. **Der Uebergang über die Loire.**

Pia von Hauteroche betete in der Kirche von Beaupréau. Ein Benediktiner trat auf sie zu.

„Frau Marquise, Sie sind eine Christin."

Sie erblaßte.

„Habe ich Grund, an der göttlichen Güte zu zweifeln, daß Sie mich daran erinnern müssen?"

„Sie haben einen Sohn . . ."

Sie unterdrückte einen Schrei:

„Wollen Sie damit sagen, daß ich keinen Gatten mehr habe . . .?"

„Ich habe es nicht gesagt . . . Mut, meine Tochter! Wir sind besiegt. Chollet ist in den Händen der „Blauen". Tausende der Unsern sind auf der Heide gefallen . . . und Gott allein kennt ihre Namen."

„Wo ist er? . . . Michael . . ."

„Hier!" Er nahm sie an der Hand und führte sie aus der Kirche. Die wilde Flut der fliehenden Menge rollte durch die Straßen von Beaupréau.

Auf dem Platz stand eine Gruppe in würdiger Haltung. Soldaten mit gezückten Degen wachten über den Bahren der sterbenden Führer. Sie wichen zur Seite, um der Marquise und Didier Raum zu lassen.

Michael von Hauteroche, der einst glänzende Offizier der Marie-Antoinette, lag da: eine bewegungslose, entstellte Masse. Die Augen allein lebten noch in einer blutigen Maske.

Er erkannte Weib und Kind und warf ihnen einen Blick verzweifelter Liebe zu.

Hätte man Pia in den blühenden Jahren auf Schloß Hauteroche den Gatten sterbend von der Jagd auf einer Laubbahre heimgebracht . . . die Welt wäre vor ihren Augen untergegangen! Dienerinnen hätten sich um ihre ohnmächtige Herrin bemüht. In ihre verdunkelten Gemächer eingeschlossen, hätte sie monatelang in dumpfer Erstarrung dahingelebt und sich geweigert, alles zu sehen, was sie an den Tod des Heimgegangenen hätte mahnen können . . . sie hätte die Pracht der Natur gehaßt, derweil sein Körper sich unter der Erde zersetzte, und den Himmel verwünscht im ersten Groll . . . Aber es war Herbstzeit geworden!

Manch ein loses Blatt war von der Seele dieses Weibes im Sturme weggeflattert . . . Der mutwillige April war hin, der kräftige Herbst mit den gereiften Saaten und den gemähten Hoffnungen zog mahnend durch ihren Geist. Der Tod hatte manchen Schrecken für sie abgestreift, seit sie ihm täglich furchtlos ins Antlitz gesehen und seine erlösende und glorreiche Seite erkannt hatte.

Aufrecht stand sie an der Bahre . . . als schöpfe sie Mut aus dem Herzen der schmerzensreichen Mutter, die einst mit stillen Thränen am Kreuz stand, derweil die Jünger in lauten Klagen sich ergingen.

Sie hielt sich tapfer, als laste die ganze Niedergeschlagenheit des bestürzten Heeres auf ihrer Schulter. Sie duldete es nicht, daß die Eskorte noch länger rastete. Sie gab das Zeichen zum Abmarsch und befehligte die Truppe, als sei die Seele des Führers in sie übergegangen.

„Vorwärts!" rief sie.

Die Spürhunde Westermanns konnten jeden Augenblick erscheinen, und sie sollten sich wahrlich nicht der toten Generäle bemächtigen, . . . ihre Köpfe aufspießen, um sie im Konvent zu Robespierres Füßen zu schleudern mit dem Ruf: „Seht, wir haben die Vendée enthauptet!"

Sie marschierten die ganze Nacht.

Am Morgen gelangte das flüchtige Heer nach St. Florent-le-Vieil. Achtzigtausend an der Zahl!

Alles, was von der aufständischen Vendée noch übrig geblieben!

Sie glichen einer von den Jägern gehetzten, nach Wasser lechzenden Meute.

Die reißenden Fluten der Loire riefen ihr zu: „Zurück, Unselige! Kehrt nach der Heimat zurück, verlaßt den Boden nicht, der eure Kraft ausmachte . . . jenseits des Flusses harren eurer nur vergebliche Kämpfe und blutige Ausrottung . . ."

Aber sie waren wie die Hebräer und erwarteten im Eifer des Glaubens, daß Gott ihnen ein Zeichen gebe, auf daß das Wasser sich teile, um ihnen einen Weg zu bahnen . . .

Jammer und Stöhnen erfüllten das Thal.

La Rochejacquelein sprang mit funkelnden Augen

Episode aus dem deutsch-französischen Krieg.

(Inspektion der Trappisten vor dem Abmarsch zur Armee).

Gemälde von Paul Gustav Robinet.

durch die aufgeregten Massen und widersetzte sich mit hellseherischer Wut diesem unheilvollen Uebergang.

Er schrie: „Soll ich, euer General, allein auf dem Strande zurückbleiben und mich von den ‚Blauen‘ töten lassen? Soll die Vendée untergehen, so wollen wir alle mit ihr verderben . . . aber daheim . . . auf unserm Grund und Boden! Unser Blut wird die Kornfelder des Maine, die Roggenacker des Poitou tränken . . . Wir siegten so oft schon, wir werden nochmals siegen, ein einziges Gefecht kann das Schicksal wenden . . . Helft mir!“

Seine Stimme verhallte.

Wie ein Sturzbach drängten sie der Loire zu, mit demselben Ungestüm, der die Loire zwang, in den Ozean sich zu ergießen, und kein Wind und kein Damm mehr konnten ihnen Einhalt gebieten.

Da blickten die Führer zurück.

Die Flammen der versengten Dörfer rückten näher, enger zog sich der Feuerkreis. Wenn sie zurückkehrten, so waren sie den Ausrottungskolonnen verfallen. Verwüstet lag ihr Land, gefällt waren ihre Bäume, geschlachtet ihre Herden, und Rauch stieg von den eingeäscherten Firsten ihrer Weiler . . .

Jenseits der Loire aber schwangen die Bretonen die weiße Fahne wie eine gastliche Einladung. Dort lag die Bretagne, ein bis dahin vom Krieg verschont gebliebenes Gebiet mit vollen Scheunen und undurchdringlichen Wäldern.

Und weiter gen Norden, da leuchtete das Meer, wo die englischen Kreuzer vor Anker lagen, eines Rufes gewärtig.

Diesseits: drohender Untergang . . .

Jenseits: verheißungsvolles Leben . . .

Und blutenden Herzens fügten sich die Führer dem souveränen Willen des Volkes.

Ja, hätten diese Achtzigtausend noch ein Heer gebildet, sie hätten die feindliche Linie noch einmal glorreich durchbrochen; aber es war kein Heer, nur ein Volk mit greisen Frauen und Kindern.

Keine Flucht: eine Auswanderung aus einem verwüsteten Lande . . .

Sie besaßen nur acht schwache Fahrzeuge. Sie sahen, mit der ungeheuern Menge verglichen, so winzig aus, als wollte ein Riese sich auf einer Nußschale einschiffen.

Diese Barken fuhren von einem Ufer zum andern unermüdlich hin und her.

Diese Loire war der Rubico der Vendée.

Die Bauern trieben ihre Tiere in den Strom, hingen sich an ihre Hörner, klammerten sich an ihre Schwänze . . . Die Kühe brüllten den bretonischen Stallungen zu, die Ochsen schritten schwerfällig dem Wasserfelde entgegen, andere schlugen aus vor dieser Riesentränke und flohen zurück nach den heimatlichen Weiden der Vendée. Verwundete und Kranke schrieen ihre Not zu den Schiffen, die den Strand verließen, und flehten, daß man sie mitnehme . . .

Der feste Boden brannte förmlich unter den Sohlen dieser Flüchtlinge. Und die überfüllten Barken, von unkundigen Schiffern gelenkt, sanken unter, unweit vom Ufer, und tragische Rettungswerke kämpften mit der reißenden Flut.

Manches Fahrzeug irrte stromabwärts und vergeudete kostbare Stunden.

Wenn sie auf bretonischem Boden landeten, so verwandelte sich ihr Schrecken in Befreiung, ihre Ungeduld in jubelnde Freude, sie sandten den Harrenden ermunternde Zurufe zu, setzten sich ins Gras und wollten nicht weiter, eh' all ihre Brüder vereinigt wären. Die Bretonen kamen den Unglücklichen entgegen, hißten rote Tücher auf ihre Stöcke und riefen: „Kommt zu uns, wir alle sind Aristokraten!“

Plötzlich sahen die zurückgebliebenen Vendeer eine abgezehrte zerlumpte Bande von den Höhen von St. Florent niedersteigen.

Es waren waffenlose, aneinandergekettete „Blaue“, die vor Ermattung am Wegesrand zusammenbrachen. Sie schmachteten seit vier Monaten in den dumpfen Gewölben der Abtei von St. Florent. Einige fielen tot hin, als der Stromwind durch ihre Haare fuhr.

Sie wurden im Thale zusammengetrieben. Man sprach davon, sie niedermetzeln zu lassen. Aber sie waren ihrer fünftausend. Niemand wollte dieses Schlächterwerk vor der Ueberfahrt übernehmen.

Die Offiziere beschlossen, sie militärisch zu erschießen.

Doch ehe man diese ungeheure Exekution vornahm, erhob sich einer der auf dem Strand gebetteten sterbenden Generäle auf seiner Matratze, fahl wie ein Lazarus, und sprach mit einer weltfernen Stimme, die schon von der Ewigkeit herüberzuklingen schien: „Vernehmt den allerletzten Befehl eures Generals: Gnade für diese Gefangenen! Wir sind nahe dem Tode, . . . versperrt uns den Weg zum Himmel nicht mit den Leichen dieser fünftausend Unschuldigen. Ja, unschuldig an unserm Unglück, da sie seit Monaten in Fesseln lagen! Der Tod dieser Gefangenen wird unsern König nicht befreien und das Reich Gottes auf Frankreichs Erde nicht fördern. Laßt uns nicht Repressalien üben . . . das Recht der Wiedervergeltung steht nicht im Evangelium eines Christen . . . Gnade! Gnade! . . .“

Er fiel zurück mit diesen Worten.

Die Offiziere sinken in die Knie.

Ihr Bonchamp, der fromme Held der Vendée, stirbt, . . . und fünftausend republikanische Gefangene rufen mit aufrichtiger Begeisterung: „Es lebe Bonchamp!“

Das Leben war es, das sie jubelnd begrüßten, das Leben, das dieser Tote ihnen als Vermächtnis hinterließ.

Höher als die Stimme des Flusses drang der Ruf: „Gnade! Gnade!"

„Bonchamp befiehlt's!"

Ein Trommelwirbel zeigt eine Proklamation an. „Gehet hin, Republikaner! . . . Ihr seid frei wie der Wind!"

Sie fliehen . . .

Diejenigen, die zu Boden gesunken waren, erklettern jetzt, von wunderbaren Kräften beseelt, die Böschungen von St. Florent mit der Behendigkeit der Rehe. Das magische Wort „Leben!" verleiht allen Flügel. Es sättigt die Hungrigen, richtet die Glieder der Lahmen auf, läßt die erschlafften Herzen wieder munter schlagen.

Auf der Höhe des erklommenen Hügels treffen sie mit den Grenadieren von Merlin, von Thionville zusammen, die gegen die flüchtigen Vendeer ziehen, und diese Befreiten gesellen sich ihnen zu, wenden sich gegen ihre Befreier und zahlen ihre Dankbarkeitsschuld mit höhnisch pfeifenden Kugeln, mit Kanonenschüssen, die die letzten Barken durchbohren . . .

Zu spät!

Die „Blauen" blicken mit starrer Betroffenheit auf das entschwundene royalistische Heer, das, durch einen mächtigen Wasserschild von ihnen getrennt, unerreichbar auf dem jenseitigen Ufer Rast hält . . .

Nur die Nachhut treibt noch auf den Fluten, und die Kanonen, die sie nicht mitschleppen konnten, werden in die Flut versenkt. Ihr eherner Schlund füllt sich mit gurgelndem Wasser und versinkt in friedlicher Tiefe . . .

Die „Blauen" blickten bestürzt mit ungläubigen, staunenden Augen und konnten diese wunderbare Ueberfahrt eines ganzen Volkes nicht fassen, die sich in so kurzer Zeit vollzog, als hätten sich die Wellen der Loire wirklich auf einen Wink Gottes geteilt, um sie freiwillig durchziehen zu lassen . . .

Von jenseits schleuderten ihnen die Kanonen der „Weißen" ein fröhliches «Vive le Roi!» zu, . . . den Ruf, der die Chouannerie auf bretonischem Boden aufwecken sollte! . . .

Als Bonchamps Barke als letzte den Strand erreichte, war der General gestorben. Seine Seele wanderte aus wie sein Volk . . . und derweil die Soldaten des „Jesuheeres" in die Verbannung zogen, war ihr General seiner Heimat zurückgegeben . . .

Dreizehntes Kapitel. Cadet.

„Wohlan, Cadet, lauf, versuch' es noch einmal, sonst kommen die Blauen und packen dich!"

„Aber ich mag nicht fortgehen, solang sie noch im Feuer stehen; sie hören sonst die Trommel nicht mehr."

„Nun, so gib sie dem großen Nedellec, der wird wohl drauf losschlagen können!"

„O nein!" wehrte der Kleine; „die Eselshaut gehört nur mir."

Er raffte sich auf, ergriff die Weidenstöcke und versuchte einen Wirbel, der durch die Reihen schallte wie eine mahnende Stimme, die Kämpfenden zu neuer Wehr aufmunternd.

Aber er brach jäh ab; sein Kopf fiel zurück, und roter Schaum trat ihm auf die Lippen.

Der junge Ritter Tristan de Mondyon, der es gesehen hatte, wie eine blinde Kugel so heftig gegen die Brust des Kindes prallte, daß ihm das Hemd im Leibe eingedrückt wurde, wollte ihn auf die Arme heben.

„Nein, Cadet, du siehst wohl, daß es nicht mehr geht. Folge mir; die Schlacht ist aus! Die nationale Garde flieht gegen Château Gonthier, bedenk' doch, Cadet, wir haben die Mayencais über den Haufen geschlagen. Wir werden heute abend in Laval schlafen."

„Schlafen! Ich möchte gern schlafen!" flüsterte Cadet.

Tristan zog ihn aus dem Schlachtgewühl, um ihn dem Gemetzel zu entheben, und führte ihn durch verborgene Pfade einem kleinen Gehölz des bretonischen Pertrewaldes zu.

Cadet Loisel schritt vorwärts, Totenblässe auf dem Antlitz, und Tristan mußte an die tapfern kleinen Vendeerpferde denken, die wiehernd mit fliegender Mähne ihren Reiter noch tragen, derweil ein blutiges Band aus ihrer Brust fließt, und jäh zusammenbrechen, um nie wieder aufzustehen.

Am Waldessaum war es den Kindern, als kehrten sie in eine Laubkapelle ein. Nach dem wütenden Grimm der Schlacht zu Entrames, nach den Kanonaden und dem Knall der Haubitzen wurden sie in diese unentweihte Stätte mit solch friedlicher Gastfreundschaft aufgenommen, daß sich die beiden kleinen Kameraden, von mystischer Furcht erfaßt, großäugig ansahen.

Sie waren den Musketenlärm so gewohnt, daß diese tiefe Ruhe ihnen fürchterlich vorkam, wie ein meineidiger, Verrat brütender Waffenstillstand.

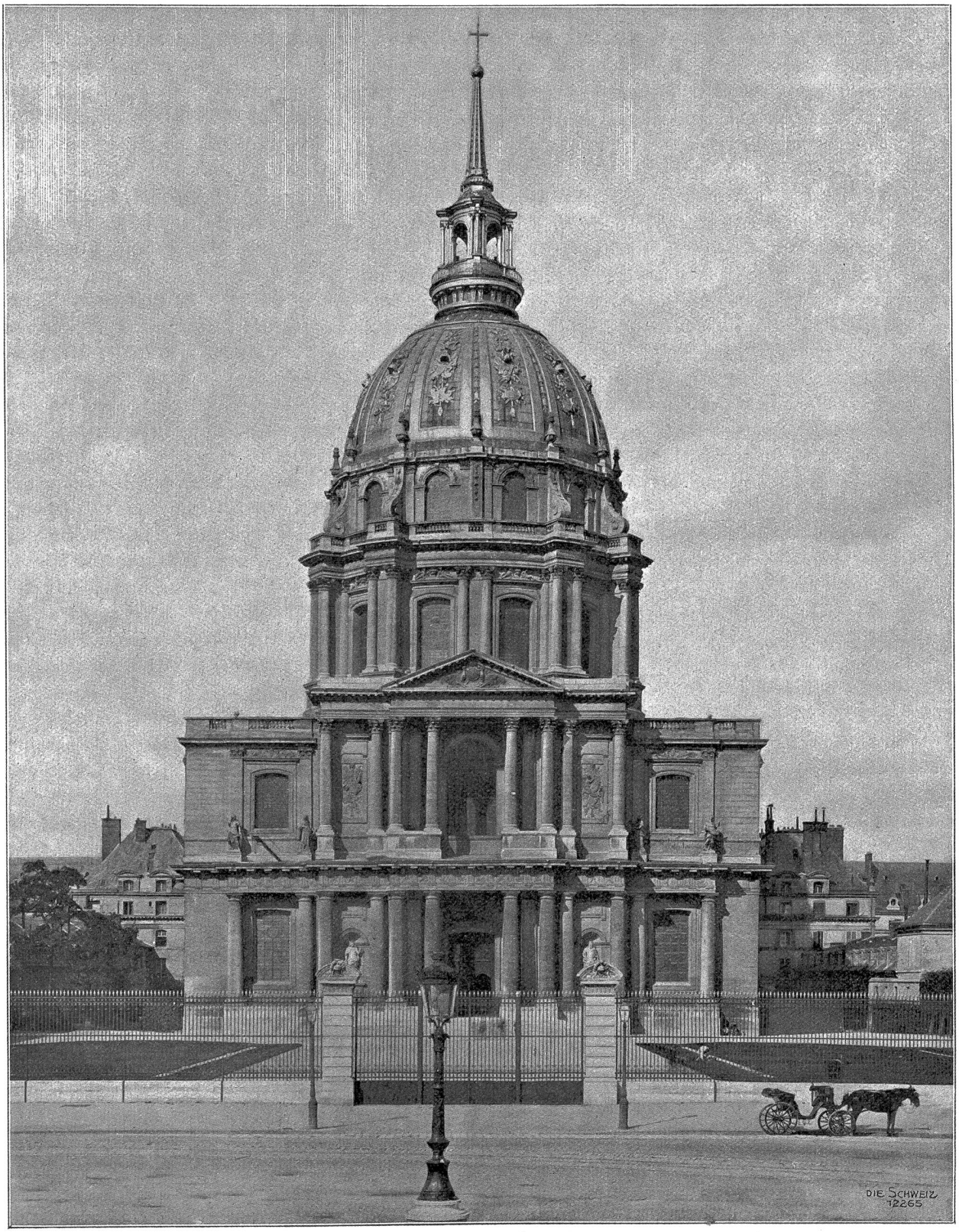
Diese Baumreihen sahen aus wie ein großes schlafendes Heer, und das dumpfe Rauschen der Kronen ließ ein grauenvolles Erwachen ahnen.

„Es ist als ob die Mayencais hier schliefen," flüsterte Cadet, mit einem Finger auf den Lippen. „Ich fürchte mich!"

„Furcht! Du, Cadet! Du fieberst!"

Und wahrlich, die starren Augen glühten, und Purpurwellen des aufrührerischen Blutes schossen durch die zarten Wangen.

Tristan nahm einen Arm voll dürrer Farren, streute sie auf den von Föhrennadeln weichbedeckten Boden und



Hôtel des Invalides, Paris.

bettete darauf den Verwundeten, der es zugab, still vor sich hin lächelnd, da ihm seit langer Zeit kein schöneres Lager geworden.

Seit dem unheilvollen Uebergang über die Loire hatte das royalistische Heer immer draußen auf kalter Erde biwakiert.

„Es ist wie ein Seetangbett bei uns daheim, es riecht gut wie das Meer im Marschland. Leg mir die Trommel unter den Nacken, ich habe immer so geschlafen im Lager, seit Monden. O, guck!" rief er mit einem Schmerzensschrei, „sie haben sie mir durchstochen, o, die schlechten Buben, diese Blauen! Sag, wird sie nicht mehr klingen?"

„Doch ja, Cadet, man wird dir eine andere geben," tröstete Tristan, wie er ihn weinen sah.

„Es wird aber nicht dieselbe sein," entgegnete er traurig. „So viele Siege tönten schon aus ihrer Seele! Du weißt wohl seit Thouars . . ."

„Und Nantes . . . und Lucon und Chollet?" fügte Tristan bitter bei.

„O, ich habe ihr nichts davon gesagt, . . . eine Trommel! Was kann sie wissen! Die ist da, um Sieg zu jubeln und Mut zu wecken, die heult nicht . . . Horch!"

Eine Musketensalve zerriß die Luft.

„Ich fürchte mich," sagte wieder Cadet und drückte sich scheu gegen den Aeltern.

„Schäme dich, ein kecker Bub wie du!"

„Ach, . . . das bin ich ja nicht . . ."

Er schüttelte traurig das Haupt.

„Wieso? Ich bin ja auch erst vierzehn Jahre!" tröstete Tristan.

„O, bei mir ist es was anderes," sagte der kleine Tambour und maß den jungen Ritter mit Bewunderung. Dann blickte er furchtsam um sich her.

Schließlich zog er seinen breitkrämpigen Filzhut ab und riß das rote Kopftuch, das er kappenförmig um seine Stirn gewunden hatte, weg, da fiel eine Schar langer blonder Locken über seine Schultern nieder, und sein Antlitz erglühte . . .

„Weil ich eben nur . . . Cadette bin . . . Mein Vater wohnte im Moor; ich wars, die ihm die Barke führte auf dem See von Grand Lieu. Wie der Vater sagte, man müsse ins Feld ziehen für Gott und den König, da zog ich die Kleider meines Bruders Colas an, der am Fieber gestorben, und der Vater meinte, ich würde immerhin ebensogut die Trommelstöcke wie die Fischerstangen handhaben. Da zog ich mit. Du weißt, der Vater fiel auf den Wällen von Fontenay."

„Sei ruhig, ich werde dich nicht anzeigen," sagte Tristan bewegt. „Sie wollen keine Weiber im Heer; aber du bist ja nur ein Kind."

„Ja, und ich habe mir immer gedacht, ich würde wohl sterben, bevor ich ein Weib wäre. Horch! Sie schlagen sich noch immer!"

„Ich erkenne die Stimme unserer braven Kanonen: so lang Marie-Jeanne Feuer speit, sind wir im Vorteil."

„Wenn wir besiegt würden?" frug Cadette ängstlich.

„Wir können es nicht sein! Der Himmel ist uns noch eine Vergeltung schuldig für Chollet."

„Sag, kehrten wir dann in die Heimat zurück?"

„Ich hörte die Anführer sagen, wir zögen bis zum Meer hinauf, um eine Hafenstadt zu gewinnen und den Engländern die Hand zu reichen."

„Ich möchte lieber ins Marschland zurück, ich habe dort eine Lehmhütte mit einem Schilfdach und Vaters Boot . . . Ich kann fein mit dem Nachen umgehen, dann singts und rauschts im Rohrgefild, und die Wasserhühner und die Reiher fliegen auf. Sag, glaubst du, daß ich dies alles wiedersehe, ehe die Brachschnepfe wieder ruft?"

Tristan sagte zu allem ja. Die Kleine stand schon auf der Schwelle des Jenseits; er war sicher, nicht irre zu gehen, wenn er lockende Verheißungen vor ihren Augen schimmern ließ.

„Weißt du, Cadette, man spricht davon, auf Paris zu marschieren, um unsern König wieder auf den Thron seiner Väter zu setzen."

„Den König!" sagte das Kind mit weitgeöffneten Augen. „Wie sieht er aus? Ist er größer als unser Herr Henri und ganz mit Gold bedeckt?"

„Nein doch! Er ist viel kleiner wie du."

„Als ich? Oh . . . ich . . . deswegen bin ich so klein, weil ich nur ein Mädchen bin."

„Wahrlich, ich hätte es nie geahnt, wie ich dich immer mit Casake und Zwilchhose sah, so keck, so mannesmutig!"

Seit sie sich auf der Walstatt von Fontenay getroffen, wo Cadet bei der Leiche seines Vaters wachte, hatte der junge Ritter dem kleinen Tambour stets brüderliche Teilnahme bezeigt, gerührt durch seine zarte Jugend und mannhafte Tapferkeit.

Sie waren schier gleich alt; aber er fühlte sich doch ihr gegenüber als großer Junge, weil er adlig war und viel gelernt hatte bei den Pères Oratoriens in Paris; sie war naiv wie eine Unwissende.

Zwischen dem jungen Ritter des heiligen Ludwig und der kleinen Marschländerin herrschte eine innige Kameradschaft, und die kleinen fanatischen Royalisten hätten wohl mit Staunen vernommen, daß ihre Freundschaft durchaus republikanischer Gesinnung entsprach, da sie das Kastenvorurteil aufhob und die kleine bürgerliche Loisel dem poitevinischen Adel der Grafen von Mondyon näher rückte.

„Hast du den König gesehen, Tristan?"

„O ja, wie ich in Paris war. Damals war er nur Dauphin, er fuhr in der Staatskarosse vorbei mit Madame Royale, er war so hoch," — er hob die Hand zu einem Farrenwedel, — „er lächelte und trug großen Spitzenkragen auf einer königsblauen Sammtjacke."

„Nur ein kleiner Bub!" sagte Cadette, deren königlicher Begriff mit Visionen von übermenschlicher Größe verbunden war. „Aber seitdem er König von Frankreich ist, wird er wohl sehr gewachsen sein?"

„O nein, Cadette, er wird immer kleiner, schmächtiger, er schrumpft wohl bis zum Nichtschen zusammen. Er ist so krank, und sie haben ihn eingesperrt ... Er wird vielleicht hinsterben!"

„Sterben? Der König? Dieweil wir alle zu Grunde gehen mit dem Ruf: Er lebe! Wozu denn all diese Schlachten?"

„Da ist halt noch das Königtum."

„Das soll aber sehr groß sein?"

„O ja, es erfüllt achtzehnhundert Jahre der Geschichte Frankreichs!"

„Ah ... mich hungert!" sagte plötzlich Cadette und fiel zurück.

Tristan durchstöberte seine Taschen. Er fand nichts. Die Not herrschte im ganzen Heer. Aber im eroberten Laval würde man Lebensmittel erbeuten.

„Wart, ich habe einen Apfelbaum gesehen ... am Wegesrand."

Er sprang bis zum Waldessaum und hob einige Früchte auf. Er blickte spähend vor sich hin. Laval war von Pulverdampf verschleiert; aber auf der Straße nach Château-Gonthier sah Tristan Truppen vorüberrasen in fluchtähnlicher Hast. Mit bebendem Herzen erkannte er den Colback mit dem Reiherbusch der republikanischen Husaren, die Gardes nationales, das Heer des Generals Léchelle in der schmählichen Auflösung der Niederlage.

In wahnsinniger Eile sprang er zu Cadette zurück, schwang seine Aepfel und schrie: „Sieg! Sieg! Die Mayencais sind geschlagen!"

Die Kleine richtete sich auf, automatisch: „Sieg!" ... ein Blutstrahl quoll ihr vom Mund.

Tristan kniete nieder und stützte sie.

Sie öffnete die Augen: „Ich ersticke, ... es ist, wie wenn ich sterben sollte, ... das ist nicht möglich, so weit von der Heimat, ... ich kann den Weg nimmer finden ... zum Himmel ... sie sagen doch ... bei uns, er fange bei der Kapelle von Trementine an ... So weit bergauf ..."

„Weit, o nein, Cadette, man braucht nur den Arm ein bissel zu strecken: siehst du die Bläue dort, über den Tannenwipfeln ..."

„Gib mir Wasser!"

Er schöpfte mit seinem Filz im kleinen Weiher, wo gelbe Ilgen sprossen. Doch sie wollte nicht trinken.

„Wasch mir das Gesicht und die Hände rein, ich sehe nichts mehr, alles ist von Pulver geschwärzt; sauber aber will ich sein, sonst wird mich die Muttergottes nicht erkennen."

Mondyon that, wie sie wünschte.

„Laß mir meine kleine Kappe weg, damit sie sofort sehen, daß ich ein Mädel bin. Ich will sie nicht betrügen ... dort oben!"

„Aber natürlich, arme Kleine, Jesus wird sofort sagen: Es ist nur Cadette; aber sie fiel wie ein Mann!"

Ein Freudenschein huschte über die fahlen Züge.

„Weißt du, ich hatte es mir geschworen, trotz alldem ein Mann zu sein ... Ist kein Priester hier?" hauchte sie plötzlich in Todesbangigkeit und suchte um sich her in wirrem Blick.

„Nein; aber der Bischof von Agra hat uns die Erlassung aller Sünden erteilt, ehe wir heute zum Kampf zogen, und ... Gott selber ist ja da, ... hör! Er schreitet über das Moos, er bahnt sich einen Weg durch das Gestrüpp, er kommt auf dich zu, er spricht zu dir ... Cadette ..."

Da faltete sie die Hände, hob den Blick zum grünen Domgewölbe und sagte gläubig: „Ich klage mich an, ... o Gott ..."

Ihre Stimme verhallte in einem undeutlichen Gemurmel; aber Gott hörte sie wohl, ... der Wind schwieg still in den Gründen. Tristan wollte ihr den Rosenkranz, den sie am Hals trug, in die Hand geben; aber ein Schmerzensschrei entfuhr der Sterbenden: die Kugel hatte das kleine kupferne Kreuz in die Brust festgenagelt, und das Bild des Heilandes war so tief in ihr Herz gedrungen, daß sie daran starb.

Als der frühe Oktoberabend den Wald umfing, sprach Cadette weltentrückt: „Die weiße Dame blickt mich an", und Tristan sah hoch über den Kronen ein Sternenpaar hell auf die Verscheidende niederleuchten.

„Ich schenke dir meine Trommel, Tristan, weil du so gut zu mir warst. Glaubst du, das Paradies sei schöner wie das Bocage?"

„O, viel schöner!"

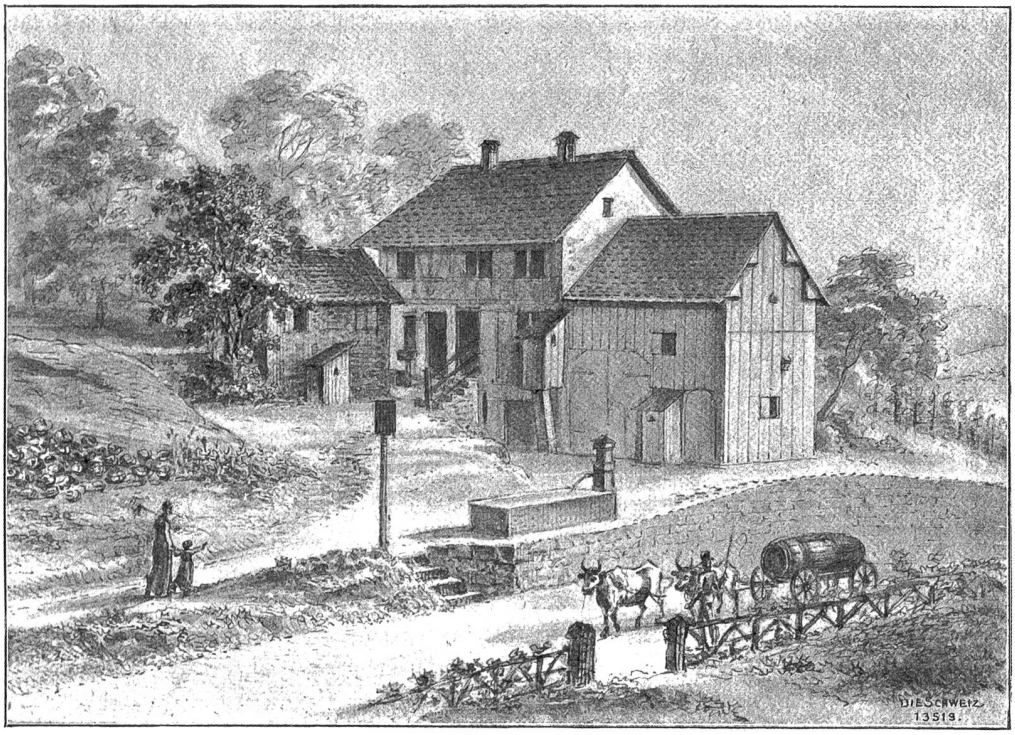
„Ah!" sagte sie enttäuscht. Die Schönheit der Vendée, die sie liebte, hätte ihr genügt. Ein Uebermaß verwirrte sie wie ein vergeblicher Prachtaufwand.

Plötzlich hob sich ihre Kinderstimme zu grellem Klang. Ihre Augen weiteten sich wie vor einem Schreckgebild, sie klammerte sich an Tristan, hob sich auf ihrem Blätterlager in ihrer ganzen Höhe und rief unsichtbaren Kameraden zu: „He, zu mir! Es läutet Sturm ... Schlagt Generalmarsch ... Ah, vermaledeite Blauen ... Seht, sie fallen über uns her ... Holla! ... Wir trauen auf Gott ... Schlagt drein ... Drauf, ... tötet die Republikaner ... Ah, verdammte Trommel, sie tönt nicht mehr ..."

Sie schlug in die Luft mit geballten Fäustchen, die sich krampfhaft über unsichtbaren Trommelstöcken schlossen.

Ihre Gebärden waren rhythmisch und gemessen.

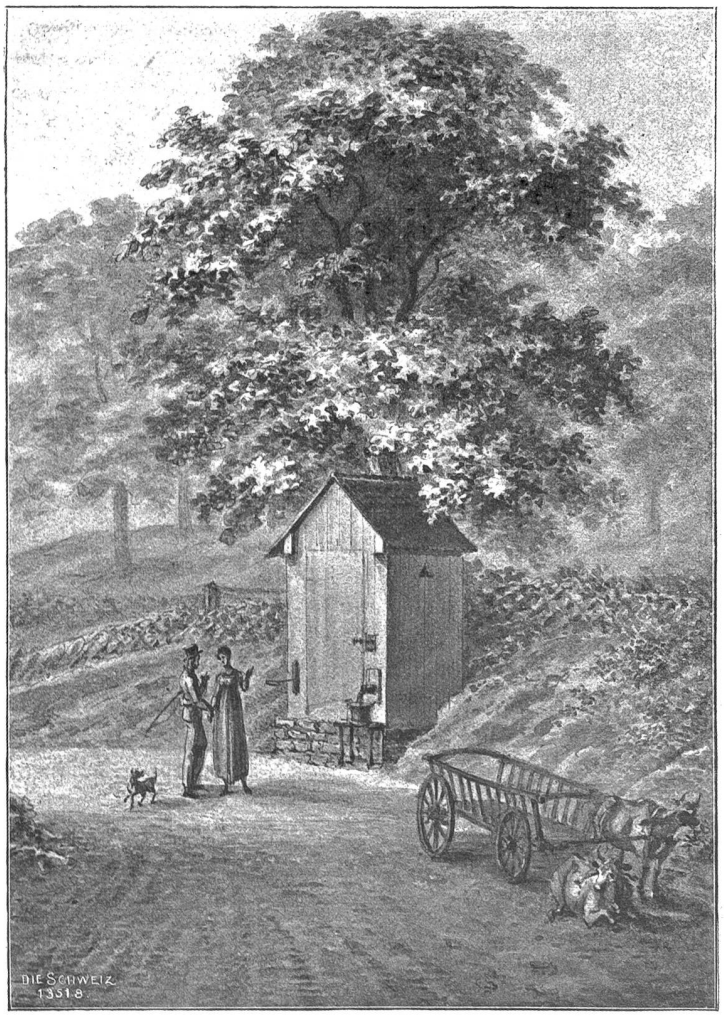
Es war, als berausche sie sich mit diesem weltfremden Trommelwirbel, der seit so vielen Monden ihr Leben bedeutete.



I. An der obern Straße.

So stand sie, gelehnt an einen Föhrenstamm, in einer strammen, prahlenden Haltung, das Köpfchen keck zurückgeworfen, als fordere sie einen drohenden Gegner heraus, die Ellbogen an den Leib gepreßt, die Handgelenke in anhaltendem Schwung, die Lippen geschürzt, und wirbelte dem Tod zum letzten siegreichen Angriff und schlug sich selber die stille Retirade des Lebens.

(Schluß folgt).



II. An der obern Straße.

Sechs Bildchen aus dem alten Zürich und seiner Umgebung.

Gezeichnet von Joh. Martin Usteri ums Jahr 1822.

Der Dichter des „Freut euch des Lebens" Joh. Martin Usteri von Zürich (1763—1827) war auch Künstler, indem er viel und Gutes gezeichnet hat. Die „Schweiz" brachte schon treffliche Proben. Bei der ungenügenden künstlerischen Ausbildung, die ihm zuteil wurde, ist er zwar nur ein Dilettant geblieben, in dessen Arbeiten sich eben oft größere oder geringere Zeichnungsfehler finden. Mit Bezug aber auf die Komposition, bei der mehr die Naturanlage, der Geist entscheidend ist, zollen wir ihm hohe Anerkennung. Es ist immer vorzugsweise der Geist, die Phantasie, die aus seinen Bildern sprechen und uns einen tiefen Eindruck machen, weniger die Ausführung selbst, die oft einiges zu wünschen läßt. Usteri malte vorzugsweise Figuren und Landschaften. Auf letzterm Gebiet war er recht beachtenswert, wie dies auch die heute mitgeteilten sechs Bildchen darthun. Wie lieblich sind die darin angebrachten Bäume! Und wie richtig ist da meist auch die Perspektive! In mehrere hat er nicht wenig Stimmung gebracht. Es sind beachtenswerte Leistungen eines Dilettanten.

Die Bilder haben auch darum Interesse, weil sie uns Oertlichkeiten vorführen, die bei der baulichen Entwicklung, die Zürich seit achtzig Jahren erfahren hat, manche Veränderungen erlitten; hier und dort ist eine totale Umwandlung vor sich gegangen. Alle diese Lokalitäten liegen im Gebiet der seit zehn Jahren erweiterten Stadt Zürich. Die Bildchen I und II führen uns in die ehemalige Gemeinde Oberstraß (Kreis IV). I zeigt uns Häuser an der Frohburgstraße, d. i. die alte obere Straße, soweit sie von der jetzigen Winterthurerstraße gegen Schwamendingen führt. Der zunächst stehende Scheunenbau ist in ein Wohnhäuschen umgewandelt und der Brunnen mehr rückwärts verlegt; im übrigen bieten die Gebäulichkeiten etwa noch den gleichen Anblick wie zu Usteris